

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner

(Fortsetzung.)

Die Untersuchung, die über den Fall sofort aufgenommen wurde, förderte nichts zutage, das den Mord aufgeklärt hätte.

Ein Raubmord kam nicht in Frage, da dem Getöteten, der eine beträchtliche Summe in Papiergeld bei sich gehabt hatte, nicht ein einziger Schein fehlte.

War Rache der Grund?

Nichts bot auch dafür einen Anhalt. Lucie Blümmer, die in dieser Richtung vernommen wurde, erklärte, daß, soviel ihr bekannt sei, ihr Mann keine Feinde gehabt habe. Und andere sagten das gleiche aus.

Das Verhalten der jungen Frau während der Einvernahme berührte den Untersuchungsrichter sonderbar.

Sie schien voll Trauer und wie niedergeschmettert, und doch ging aus manchem, das sie sagte, hervor, daß ihr Schmerz nicht der Ermordung ihres Mannes galt.

Sie war in manchen Augenblicken wie versteinert, um gleich darauf, vor einem Nichts, zu erschrecken und zu zittern.

Sie weinte heftig. Aber sie lachte auch einmal. Das tat sie, als der Untersuchungsrichter sie fragte, ob ihre Ehe eine gute gewesen sei. Da lachte sie, und ihr Lachen klang böse und zufrieden zugleich, so daß der Untersuchungsrichter vor ihr erschraf und davon überzeugt war, eine Kranke vor sich zu haben.

Einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob ein wenig Licht in die Angelegenheit kommen sollte, als die Schwester des Ermordeten vernommen wurde, ein altes Mädchen, das in seinem Neuhören recht unsympathisch wirkte, infolge seiner groben, harten Züge, seiner stehenden Augen und seiner tiefen, männlichen Stimme.

Diese Zeugin war während ihrer Einvernahme sehr erregt und deutete mit unbestimmten Worten an, daß sie wohl wisse, wer in einem engen Zusammenhang mit der Untat stehe.

Als der Untersuchungsrichter sie daraufhin aufforderte, in bestimmter Form alles zu sagen, was sie wisse, lehnte sie dies freilich ab und wurde verlegen.

„Sie müssen es sagen,“ setzte ihr der Untersuchungsrichter zu, „denn Sie haben geschworen, die Wahrheit auch nicht zu verschweigen.“

Da wurde die rauhe Person zaghaft und stotterte: „Daß es die Wahrheit ist, kann ich nicht behaupten.“

„Also eine Vermutung?“ drang der Untersuchungsrichter in sie.

„Auch das nicht. Aber ich habe so meine Gedanken.“

„Welche Gedanken?“

Das grobe Gesicht der Zeugin verzerrte sich in Haß.

„Ich denke, daß sie mit Schuld daran hat . . .“

„Welche sie?“

„Sie, — seine Frau . . .“

Doch als sie ihren Verdacht sachlich begründen sollte, war sie dazu außerstande.

„Wenn wir schon annehmen wollen,“ sagte der Untersuchungsrichter, „daß Ihre Schwägerin an dem Mord irgendwie beteiligt ist, so liegt die Vermutung doch nahe, daß sie es in dem Sinne war, daß sie jenen unbekanntem Mann, der der Täter ist, zu seinem Verbrechen angestiftet hat . . . Glauben Sie das wirklich?“

Bei dieser direkten Frage wurde die Zeugin blaß und antwortete zitternd: „Nein.“

„Ist Ihnen überhaupt bekannt, ob Ihre Schwägerin Beziehungen zu fremden Männern hatte?“

Hier wechselte die Zeugin abermals die Farbe. Sie wurde rot. „Nein,“ sagte sie hastig und beschämt.

„Aber es verkehrten doch manchmal Herren in dem Hause des Ermordeten, Freunde oder Bekannte?“

„Mein Bruder hatte keine Freunde. Nur Herr Behrens kam manchmal.“

„Wer ist Herr Behrens?“

„Ein Bekannter meiner Schwägerin, schon aus deren Jugendzeit her, ein reicher Junggeselle ohne Beruf, der einzige, der in das Haus meines Bruders immer freien Zutritt hatte und der gern gesehen war.“

Der Untersuchungsrichter beobachtete die Zeugin, die die Auskunft in verbissenem Ton gab, eine Weile scharf und fragte dann unvermittelt: „Hatten nicht auch Sie jederzeit freien Zutritt in das Haus Ihres Bruders?“

„Nein,“ antwortete die Zeugin.

„Warum nicht?“

„Meine Schwägerin liebt mich nicht.“

Hier unterbrach der Untersuchungsrichter die Befragung der Zeugin plötzlich, denn er hatte das Gefühl, eine wirkliche Spur gefunden zu haben, deren Verfolgung sich lohnen mußte.

Er ließ an Herbert Behrens eine Ladung ergehen, unverzüglich vor Gericht zu erscheinen, um als Zeuge eine Aussage zu machen. Doch der Gerichtsdiener, der die Ladung überbringen sollte, kehrte nach einer Stunde unverrichteter Dinge zurück.

Er berichtete, daß er in der Villa des Zeugen, die draußen in Uhlenshorst lag, nur dessen Wirtschaftlerin angetroffen habe, die ihm mitgeteilt habe, daß ihr Herr seit einigen Tagen verreist sei, ohne das Ziel seiner Reise und den Tag seiner Rückkehr angegeben zu haben.

Der Untersuchungsrichter lud nun die Wirtschaftlerin des Herbert Behrens vor und erfuhr von ihr das Folgende:

Genau vor sechs Tagen — das war der Tag, an dem draußen auf der Außenalster der Mord begangen worden war —, berichtete die Wirtschaftlerin, habe ihr Herr kurz nach der Mittagstunde die Villa verlassen. Er sei erst in den Abendstunden zurückgekehrt, und zwar, wie deutlich zu sehen gewesen sei, in großer Erregung. Er habe nur wenige verworrene Worte mit ihr gewechselt und ihr schließlich auf-

getragen, niemanden vorzulassen, da er die ganze Nacht arbeiten werde. Darauf habe er sich in seinem Zimmer eingeschlossen, in dem in der Tat während der ganzen Nacht Licht gebrannt habe. Erst am nächsten Morgen sei er wieder zum Vorschein gekommen. Er sei zwar übermühtig gewesen, habe aber sonst den Eindruck großer Ruhe gemacht. Er habe ihr einen versiegelten Brief übergeben und ihr aufgetragen, diesen unverzüglich zu Frau Lucie Blümner zu bringen und ihn ihr persönlich zu übergeben. Darauf habe er telefonisch ein Automobil bestellt, das ihn mit einigem Gepäck zum Dammtorbahnhof gebracht habe. Seit dieser Stunde habe sie ihn nicht mehr gesehen, noch habe sie etwas von ihm gehört.

„Und der Brief?“ fragte der Untersuchungsrichter gespannt. „Haben Sie ihn der Empfängerin eingehändigt?“

„Ja, noch in derselben Stunde. Die gnädige Frau nahm ihn, ohne ihn sofort zu öffnen. Sie sagte, ich könne gehen, es wäre gut.“

Weniger als eine Stunde später stand Lucie Blümner wiederum vor dem Untersuchungsrichter. Sie war totenbläß, zugleich aber von eisiger Ruhe.

„Haben Sie,“ fragte sie der Untersuchungsrichter, „an dem Tage, da Ihr Mann aus dem Wasser gezogen wurde, mich zwar kurz bevor man seine Leiche in Ihre Wohnung brachte, durch eine Botin einen Brief erhalten?“

„Ja,“ gab Lucie Blümner zu.

„Von wem war dieser Brief?“

Die Wangen der Zeugin färbten sich mit einem leisen Rot. „Muß ich das sagen?“ fragte sie.

„Es liegt in Ihrem Interesse, wenn Sie es sagen,“ redete ihr der Untersuchungsrichter freundlich zu.

Die Zeugin zögerte. Es war zu sehen, daß es sie eine übermenschliche Anstrengung kostete, sich zu beherrschen. Doch es gelang ihr. Die Röte auf ihrem Antlitz wandelte sich dabei zu zwei hektischen Flecken. „Der Brief war von einem meiner Bekannten, von Herbert Behrens.“

„Besitzen Sie den Brief noch?“

„Nein.“

„Haben Sie ihn vernichtet?“

„Ja, ich habe ihn verbrannt,“ antwortete die Zeugin mit einem Aufatmen, so, als habe sie etwas sehr Schweres endgültig überwunden.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was in dem Brief stand?“ fragte der Untersuchungsrichter weiter, aufmerksam, ruhig und lebenswürdig.

„Nein,“ antwortete die Zeugin.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie großen Unannehmlichkeiten, ja sogar dem Verdacht, an dem Mord Ihres Mannes beteiligt zu sein, entgehen, wenn Sie es sagen.“

Die Zeugin schien wie aus Stein. Keine Wimper zuckte an ihr. „Nein,“ wiederholte sie, ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen.

Die Augen des Untersuchungsrichters richteten sich groß und ermahnend auf sie. „Sagen Sie es auch dann nicht, wenn ich Ihnen bei weiterer Weigerung mit sofortiger Verhaftung drohe?“

„Auch dann nicht.“

„Dann,“ rief der Untersuchungsrichter, und sein Gesicht veränderte sich plötzlich, „tut es mir leid, Ihre sofortige Verhaftung verfügen zu müssen, wegen dringenden Verdachtes der Mitschuld an der Ermordung Ihres Mannes.“

Die Zeugin lächelte leise. Dieses Lächeln hatte etwas Mühendes, es sah aus, als ob es schon seit jeher auf ihren Lippen gelegen habe. „Wie Sie wollen,“ sagte sie küßsam, „mir ist es recht.“

Eine Hausdurchsuchung, die sofort in der Wohnung der Verhafteten vorgenommen wurde, ergab nichts, das für Lucie Blümner belastend gewesen wäre. Jener ominöse Brief, der mit dem Verbrechen zweifellos in einem Zusammenhang stand, schien also in der Tat vernichtet zu sein. So blieb, da ein neuerliches Verhör Lucie Blümners gleichfalls ergebnislos verlief, nichts anderes übrig, als zu warten, bis man des Täters habhaft würde, der zweifellos gestrichelt war.

Um ihn zu bekommen, ergriff man unverzüglich alle nötigen Maßregeln. Leider gelang es nicht zu ermitteln, wohin er sich gewendet hatte. Er war wie vom Erdboden verschwunden. Man telegraphierte nach allen Richtungen, unterrichtete alle Dampferlinien und erließ einen Steckbrief hinter ihm. Dann wartete man ab.

Es vergingen vierzehn Tage, und man hatte schon jede Hoffnung auf eine rasche Klärung der geheimnisvollen An-

gelegenheit aufgegeben, als die Lösung auf höchst überraschende Weise plötzlich ganz von selbst zustande kam.

Eines Nachmittags nämlich meldete sich beim Untersuchungsrichter ein vornehm gekleideter Herr zu einer dringlichen Unterredung.

Er stellte sich als Herbert Behrens vor und erklärte mit knappen, nüchternen Worten, man möge die Unschuldige, die man verhaftet habe, sogleich in Freiheit setzen, denn er, er allein, sei der Täter und schuldig.

Der Untersuchungsrichter, von dieser Wendung der Angelegenheit auf das höchste überrascht, starrte den Mann, der sich hier so ruhig der Gerechtigkeit überlieferte, wie eine Erscheinung an. Nur allmählich gelang es ihm, seiner Verwirrung Herr zu werden, die erforderlichen Formalitäten zu erfüllen und das Verhör, das sehr kurz war, zu protokollieren.

„Vor allem eins,“ fragte er Herbert Behrens. „Wie kommt es, daß Sie nach begangener Tat die Flucht ergriffen, da Sie sich doch heute mit solcher Ruhe dem Gericht stellen? Warum stellten Sie sich nicht gleich?“

„Ich bin nicht geflohen,“ antwortete Herbert Behrens in einem Ton, der erkennen ließ, daß er die Wahrheit sprach. „Ich brauchte nur einige Zeit, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Jetzt, wo das Geschehen ist, bin ich hier.“

Und er schilderte die Vorgänge jenes Nachmittags, wie sie sich zugetragen hatten: Wie er, nicht zum ersten Male, Justus Blümner zu einer Nudelpartie eingeladen und wie dieser angenommen hatte. Wie er dann, was auch die zwei anderen Boote auf der Mäster bemerkt hätten, mit Justus Blümner über Dinge, bezüglich deren er jede Auskunft verweigern müsse, in Streit geraten sei, wie Justus Blümner es gewesen sei, der ihn angegriffen habe, so daß er, Behrens, sich in der Notwehr seiner habe entledigen müssen, wenn er nicht selber ertrinken wollte.

„Sie behaupten also, aus Notwehr gehandelt zu haben? Und Sie fanden, als Sie sahen, daß der andere ertrank, nicht den Mut, ihn zu retten?“

Herbert Behrens schien auf diesen Einwand gesaßt zu sein. „Ich gebe zu, daß dies feig von mir war,“ sagte er. „Aber ich war in jenen Augenblicken nicht Herr meiner Sinne und dachte nur daran, mich zu retten.“

Als der Untersuchungsrichter auf den Brief zu sprechen kam, den Behrens vor seiner Abreise an Lucie Blümner hatte befördern lassen, lehnte dieser es in einem bestimmten Ton, der eine kalte Unerschütterlichkeit verriet, rundweg ab, über dessen Inhalt etwas auszusagen.

Dabei verhartete er auch, als ihm der Untersuchungsrichter vorhielt, daß eine solche Weigerung seine und Lucie Blümners Sache nur verschlimmere, anstatt sie zu bessern, und daß, solange über diesen Punkt nicht Klarheit herrsche, an eine Haftentlassung der Frau nicht zu denken sei.

„Sie werden die Frau doch schließlich freigegeben müssen,“ sagte er ein wenig spöttisch. „Da ich doch alles auf mich nehme und da für ihre Schuld auch nicht der Schein eines Beweises vorliegt. Ich erkläre klipp und klar: Der Streit mit ihrem Mann hatte nicht sie zum Gegenstand, und sie ist ohne jede Schuld!“

Dabei blieb er, soviel ihm der andere auch zusehen mochte. Er schien die Angelegenheit juristisch vollkommen zu beherrschen. Er sagte da, was er wollte, und kein Wort mehr. Und so führte man ihn schließlich ab.

Man schloß bald darauf die Untersuchung und eröffnete das Hauptverfahren.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonja.

Von Herta Triepel.

(Nachdruck verboten.)

Zeit mehr als zwei Jahren lebte die kleine Sonja nun in Großmamas windigem, altem Hause, das für sie immer noch geheimnisvoller Herrlichkeiten die Hülle barg. Rußland, das bunte, lustige Treiben dahiem in Petersburg, alle die früheren Erinnerungen verschwammen ihr schon zum ungewissen, wenn auch märchenhaft glänzenden Bilde. Nur die Gestalt des Vaters mitten darin stand deutlich und stark vor ihr, mit dem recht unbändigen Magen, die er hatte, und die doch so ernsthaft wurden, als er von Sonja lächeln nahm. Das war nicht lange, bevor der Krieg ausbrach, gewesen.

Vater kämpfte in der russischen Armee. Er wurde in Sonjas Vorstellung allmählich zum Helden, aber letztendlich losgelöst von seinen Mitkämpfern und losgelöst von allem Nationalen,

Er blieb eher einem geharnischten einseitigen Reiter, der mit feinstem dem Speer in die Reihen der Gegner stürzte. Der Krieg war für Sonja nichts als ein herausforderndes Spiel aller Kräfte, das hinreißend und befehligen mußte.

Großmama hielt ihr, solange es anging, jeden Gedanken der Freundseligkeit und des Hasses fern. Sie war heimlich so dankbar dafür, daß Sonjas begeisterungsfähiges Herz an ihr, der alten, einsamen Frau hing. Sie sammelte ihren und glücklich jeden noch so unbedeutenden Zug, der Verbindungen knüpfen mochte, an ihr Kind gemahrend, das sein Leben verlor, als dies keine Weisen zum Leben drängte.

Wenn Sonja neben ihrem Stuhl auf dem großgeblühten, dicken Teppich ihre verträumten Spiele spielte, mit dem stillen, versonnenen und weichen Ausdruck, den sie haben konnte, so glaubte sie manchmal ihr eigenes Kind zu sehen. Sie erzählte Sonja von ihrer Mutter, holte die vielen, längst vergilbten Bilder hervor, die Sonja mit auferissenen Augen betrachtete, oder ein freies Band, das die Mutter als Mädchen getragen, oder auch die unheimliche, vornehm gekleidete Puppe mit den langen schwarzen Zöpfen und der hochgehobenen Taafelchen, mit der Mutter gespielt hatte. Eine warme Welle durchschloß Sonja dann jedesmal, und mitunter ein jäher, beinahe unändlicher Schmerz. Sie schüttelte die kurzgeschneittenen Haarsträhnen, die ihr bleich gewordenes Kindergeicht umgaben, presste die Lippen zusammen und umschlang die Großmama mit den leidenschaftlichen Armen, halb stürmisch, halb auch ein wenig hübsch und heidend.

„Ich hab' dich lieb,“ sagte sie und suchte nach einer ungeheuren Betätigung, „ja, Großi, so lieb wie — wie Vater!“

Dann kam der Tag, wo Sonja zur Schule gebracht wurde und strahlend zwischen lauter blonden Kameradinnen sah, für die sie in der Folge unerschütterlich eine große Zärtlichkeit erfaßte. Von da an begann sich in ihr der Begriff der Gemeinschaft zu bilden und die Freude am unbedingten Zusammenhalt, wie sie Kindern im Blute liegt. Fast unmittelbar gleichzeitig brach in ihrem engen Ideentreis der größere, der Volksgedanke, an. Es lag nahe, daß sie, nun sie sich unter Deutschen fand, von dem Strom erfasst wurde, der Deutschland's Größe als dem Ziel allen Willens zuströme. Die Kinder riß er nicht minder fort als die Großen. Die kleine Sonja jauchzte und jubelte mit den anderen; sie sangen deutsche Lieder, sie beteten für den deutschen Sieg! Und Sonja fühlte dies Vaterland, von dem sie alle sprachen, wie eine wunderbare, beruhigende Macht sie umschließen, der man sich bedingungslos vertrauens überläßt.

„Großi,“ sagte sie eines Tages, mitten im Buchstabieren unterbrechend, „Großi, warum hast du mir nie vom Vaterland erzählt?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, plötzlich von der Frage angefaßt: „Großi, Mamas Vaterland war doch auch Deutschland? Aber Großi!“ — ihre Augen wurden starr, wie taublos — „warum ging sie nach Rußland? Da hatte sie ja kein Vaterland mehr!“

Großmama strich ihr über den dunklen Kopf. Ihre Stimme zitterte ein wenig: „Sie hatte Papa so lieb, weißt du, daß sie mit ihm gehen mußte!“ Sonja nickte ganz ernsthaft. „Und darum hatte sie eben dann in Rußland eine neue Heimat!“

Diesmal seufzte Sonja: „Gott sei Dank!“ sagte sie nachdenklich und schlappend. „Da bekam sie doch wenigstens wieder eine. Aber Großi, meinst du nicht, Deutschland ist doch das schönste Vaterland?“

Die Geschichte, daß eine Ausländerin unter ihnen ihte, wackelte sich langsam wie ein unausgerichtetes kleines Geheimnis in der Klasse herum. Die Kinder tuschelten miteinander, wandten sich auch wohl von ihr ab. Aber die meisten zeigten einen sonderbaren reifen Taft dem armen fremden Eindringling gegenüber. Sonja versah sich alles dessen in ihrer Vertraulichkeit nicht. Bis eines Tages, der Himmel mochte wissen, wie es kam, ein häßliches Mädchen, aber irgend etwas erboht, ihr's ins Gesicht warf: „Du — du Ruß!“

Das traf wie ein Schlag. Während, wie eine wilde Rabe, sprang Sonja auf das Kind zu, das sich weinend zusammenduckte. Sie hieb und hieb blutblutings darauf los. — Bleich und still kam sie nach Hause. Erst am nächsten Tag vermochte sie zu sprechen.

„Sind wir wirklich Russen, Großmama? Aber du bist doch Deutsche, Großi? Ich bin doch bei dir, ich bin doch auch ein deutsches Kind, nicht Großmama? Sie sagen . . .“ und nun kam stotternd die ganze Erzählung hervor.

Die Augen der alten Frau füllten sich mit Tränen. Sie wußte, daß sie jetzt vielleicht dies einzige, was sie besaß, aus der Hand gab; aber sie wußte auch, daß dies eigentlich lange geschehen war, schon damals, als sie ihr Kind aus dem Vaterlande gehen sah. Sie hatte kein Recht an ein anvertrautes Gut.

„Sonja,“ sagte sie, „das war freilich nicht hübsch von den Kindern, aber sie sagten wohl die Wahrheit. Wenn der Krieg zu Ende sein wird, wird denn nicht Vater kommen und seine Sonja nach Hause holen? Denn wo Vater ist, da bist du doch zu Hause, nicht wahr? Und da muß dein Vaterland sein!“

„Ja,“ sagte Sonja, dann schweig sie. Dies alles war qualvoll neu. Sie rang nach einem Trost. Schließlich, mit einem leisen Pächeln fand sie ihn auch. „Es ist schön in Rußland, Großi,“ sagte sie leise. Es klang aber doch wie: hüf mir ein wenig!“

Großmama nickte: „Und dann denke daran“ — missäglich gültig wurde der Ausdruck in dem greisen Gesichte — „wie lieb

du Vater hast! Da muß doch seine Heimat das Allerbeste für dich sein!“

Es blickte aus dem traurigen Kinderantlitz eine erlöste Müdseligkeit ohne Maske. „Großmama,“ sagte Sonja, „was es klang fast wie im Gebet: „Du weißt immer das Beste!“

Wunderlich, dachte Großmutter noch manchmal in der Folgezeit, wie dieser eine Gedanke was not ist. Als ob wir uns alle davon näherten, so fest wurzeln wir darin! — Es war in der Tat beinahe ergreifend, mitzuerleben, wie in Sonja der Umschwung vor sich ging, um sie ihr ganzes kleines Sein in eine von Grund aus neue Ideenwelt einzufügen hatte. Immer wieder begann sie zaghalt, als wollte sie die Großmutter nur ja nicht verlegen, von Rußland zu reden, von Rußland, das sie allmählich mit derselben Glorie umgab wie den Vater, der dafür kämpfte. Es kante in ihr die Erkenntnis auf, davon, was es sei, für diesen Gedanken „Vaterland“ zu streiten. Und die Ahnung, was er dafür einsetzte . . . Ein neuer, ernsthafter Zug kam in das Kinderantlitzchen.

Still war Sonja auch in der Schule. Mit einer hochmütigen Kopfbewegung ging sie durch die Reihen der anderen. Stolz, daß sie eine Fremde war, daß sie schwarze Haare hatte und schwarze Augen; stolz auf die paar Wunden Russisch, die sie behalten hatte; stolz vor allem auf ihren Soldatenvater, der für sie Rußland verteidigte, die unermessliche, unbegreifliche Rußland, dessen Namen schon ihr Ehrgefühl erweckte.

Großmutter verstand es ihr lange, nachdem sie es erfahren, bis sie es nicht mehr über sich getraut, zu schweigen. Sie hatte solche hollische Verzweiflung nicht erwartet. Nur entfernt konnte sie ahnen, was es hieß, dem Kinde seinen Vater rauben. Die untröstlich blidenden, irrenden Augen taten ihr weh. Hundertmal setzte sie zu kindlich beschwichtigenden Worten an; stets versagte die Sprache.

„Papa ist ja für sein Vaterland gefallen,“ sagte sie endlich leise, „Sonja!“

Sonja gab keine Antwort. „Großmama freut sich, daß Sonja nun immer bei ihr bleiben wird, Großmama will Sonja lieb haben, wie sie nur kann!“ Und sie suchte das Kind an sich zu ziehen. Stumm und heftig entwand sich Sonja ihren Armen.

Erst später nachts, in dem großen dunklen Bette, in dem sie hier schlief, saß in ihrem weißen Kinderstübchen zu Hause, rief sie noch ihr. Sie horchte aufrecht am Fußende des Bettes, mit halbverwandten Augen, die ungebildet in Großmutter's Licht starrten.

„Großi,“ sagte sie, und warf sich ihr Möblich an den Hals, „Großi, nun hab' ich kein Vaterland mehr!“

### Vermischtes.

\* Mit-Ägypten in Hildesheim. Hildesheim, das als alte Bischofsstadt und bleibender Zeuge für die Geschichte Niedersachsens durch mehrere Jahrhunderte mit seinen romanischen Kirchen, den zahlreichen kunstgewerblichen Arbeiten romanischen Stils, den Bauwerken der Gotik und Renaissance stets eine Fundgrube für die Verehrer deutscher Kunst war, liegt seit Jahren neben diesen eigentlichen heimischen auch einem fremden Besitz, nämlich eine der interessantesten und vollständigsten Sammlungen ägyptischer und griechischer Altertümer aus Ägypten. Es handelt sich um das erst seit 1911 in Hildesheim bestehende Belizaeus-Museum, das in weiteren Kreisen Deutschlands noch kaum bekannt ist und jetzt zum ersten Male von Prof. Dr. Krieger im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift *Deber Land und Meer* näher beleuchtet wird. Dieses Museum, dem in seiner besonderen Art in Deutschland nichts an die Seite gestellt werden kann, wurde durch einen einzigen Mann geschaffen: Wilhelm Belizaeus, der aus einer seit Generationen im Dienste der Bischöfe von Hildesheim stehenden Familie stammt, vor mehr als 40 Jahren nach Kairo ging, sich dort als Unternehmer großen Stills und Hinzuzunehmen niederließ und schließlich seine zu gewaltigen Umfang angewachsene Sammlung altägyptischer Kunstwerke wenige Jahre vor Kriegsausbruch seiner Vaterstadt als bleibendes Geschenk überlieferte. Einem großen Raum nimmt in dem Museum die Sammlung von Bronzefiguren ägyptischer Götterheiten ein. Sie bildet den ältesten Bestandteil der ganzen Sammlung, doch handelt es sich nicht etwa um zufällig zusammengelommene beliebige Stücke, sondern jede einzelne dieser Bronzefiguren hat vom Standpunkte des Altertumsforschers ihren besonderen Wert. Bemerkenswert ist das Fehlen beschädigter Stücke, alle ägyptischen Götterheiten sind in tadellos erhaltenen Exemplaren vertreten. Hier befinden sich Bronzeatmen von Isis und Anubis, von dem Gottsohn Horus, daneben alle niederen ägyptischen Götter, z. T. als Menschen mit Tierköpfen abgebildet, da ja Kanariens und Wild bekanntlich nach Ägypten der Begleiter zu den Götterheiten in enger Beziehung standen. Das Hauptstück der Bronzeammlung ist der lebensgroße Kopf eines Pharaos im Kriegsbau, ein Bronzekopf, wie er in keinem zweiten Exemplar aus dem Pharaonenreich bekannt ist. Die neueren Einwerbungen der Sammlung sind Ergebnisse der langjährigen Ausgrabungen an den Pyramiden von Wisis unweit von Kairo. Am die Pyramiden Obelisk, die Grabdenkmäler der Pharaonen des dritten Jahrtausends v. Chr. befinden sich in kreisförmiger Anordnung die sogenannten Mastabas, die

Gräber des Vostlaates und der Beamten. Jedes dieser Gräber enthält eine Statue des Verstorbenen, und mehrere dieser Statuen sind in den Resten des Silberbergs im Museum übergegangen. Das Hauptstück ist das überlebensgroße Stabild des Sphax eines der ältesten Pharaonen aus der Zeit vor den Pyramidenbauten, des Prinzen Nem-Du. Das Bildwerk, das die Figur in der Haltung eines Königs, aber in der Tracht eines gewöhnlichen Mannes darstellt, gehört zu den künstlerischsten Skulpturen jener Zeit. Eine besonders originelle Seltenheit bildet eine Kalksteingruppe, die ein Ehepaar aus niederen Volksschichten darstellt. Eine andere Statue, ebenfalls in bemaltem Kalkstein, zeigt einen Schreiber, der nach Art der Orientalen mit einem gewöhnlichen Stein aufgerollten Papyrus auf dem Boden hockt. Interessant ist auch der Denkstein eines altägyptischen Offiziers, dem von seinem Herrscher Orden verliehen worden, und zwar in Gestalt goldener Halskragen und sonstiger wertvollen Schmuckes. Ein Schrank birgt holzgeschnitzte Gruppen in der Art unseres Kinderspielzeuges, die den Toten ins Grab gelegt wurden. Da man auf diese Weise das Fortleben der auf der Erde Verstorbenen in einer anderen Welt durch kräftige Ernährung sichern wollte, so zeigen die Gruppen z. B. das Schlachten eines Kindes, das Melken einer Kuh usw. Schließlich ist als eines der wertvollsten altägyptischen Kunstwerke in Hildesheim noch das Relief einer schwebenden Sphogsgöttin zu erwähnen. Der altägyptische Besitz Hildesheims soll nunmehr auch der modernen Kunst dienstbar gemacht werden, da man die Motive des Belicæus-Museums als Modelle für moderne kunstgewerbliche Arbeiten benutzen will.

\* Zur Geschichte des norddeutschen Bauernschmuckes. Die besondere Stellung, die im Rahmen des Volksschmuckes der norddeutsche Bauernschmuck seit jeher eingenommen hat, wird im neuesten Heft der vom Deutschen Bund herausgegebenen Heimatschutz-Zeitschrift auf Grund interessanter historischer Belege charakterisiert. Der Bund hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, die Reste der echten deutschen Volkskunst in Tracht und Schmuck nach Möglichkeit weiter zu erhalten und macht daher mit Recht auf den Wert der hiesigen Bauernschmuckstücken in Norddeutschland, ganz besonders in Ostfriesland, aufmerksam. Nach alter Sitte verblieb der Brautschmuck oft als Gemeindegut in der Kirche, um nur zur Hochzeit verliehen zu werden, und hierauf beruhte die ausgebreitete Schmuckindustrie in den kleinen Städten, vielfach sogar in den Dörfern. Dies trat in Süddeutschland weniger sehr stark aber in Norddeutschland in Erscheinung. In Ostfriesland gab es fast in jedem Dorf einen Meister, der seine besondere Eigenart hatte, und darum findet man in keiner anderen Gegend Deutschlands so zahlreiche örtliche Abwandlungen des Schmuckes. Fast jede Mariä hat nicht nur ihren besonderen Trachten- und Wohntypus, sondern auch ihren charakteristischen Schmuck. Während in Süddeutschland die Frau aus dem Volk den Schmuck hauptsächlich aus dem Niederbesitzig, verbindet sich in Friesland der eigentliche Volksschmuck mit der Haaraufkämmung, bei den Männern ist der Schmuck in Verbindung mit der Tracht auf Ändyse, Hut- und Schnitzschmalle beschränkt. Bei den bauerlichen Schmuckstücken herrscht die Technik des Drahtwerks, das filigran, vor. Sie hängt einerseits mit gewöhnlichen altgermanischen Leberlieferungen, die ein von dem ostfriesischen Häuptling Manringa angelegtes Trachtenbuch schon für die Zeit um 1500 verzeichnete, andererseits mit der deutschen Gold-Arbeitskunst der Renaissance zusammen. Ihre eigentliche feste Form erreichte die Filigrankunst aber erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Volksschmuck Norddeutschlands bildet den besten Beweis dafür, daß die Kunstüberlieferung in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege durchaus nicht überall abstarb, während man sich in Europa zumeist der französischen und italienischen Ausdrucksweise anpaßte, hat sich abseits von den großen Kunstmittelpunkten im Rücken dieser Entwicklung die Volksgoldschmiedekunst als eine selbständige Gruppe erhalten. Allmählich nahm sie aber auch in Mitteldeutschland fremde Charaktere an, nur in Norddeutschland, besonders im Niederländischen und Friesischen, hat sich der Stil noch in vielen Grenzorten rein erhalten, die zu bewahren eine der vornehmsten Aufgaben deutschen Heimatschutzes ist.

**Büchertisch.**

— Hesse-Kunst 1918. Unsere Heimat-Kunst hat durch den Krieg nicht gelitten; ganz im Gegenteil erscheint sie gestärkt, gekräftigt und auf der Bahn zu einem edlen, großen Ziel. Das beweist wieder der vor einigen Tagen im Verlage der Schwertschen Buchhandlung in Marburg erschienene Kalender „Hessen-Kunst 1918“ (Preis 2 Mark), der graphisch von der abgeklärten Kunst Otto Ubelohdes beherrscht wird, die wieder die kraftvolle Eigenart des Künstlers voll zur Geltung bringt. Auch der sonstige Inhalt des Kalenders macht denselben äußerst empfehlenswert. Besonders erwähnt seien nur die Aufsätze von Geh. Staatsrat Dr. Kück: „Der Goldener Kreuzstich“, Professor Dr. Hermann: „Zum Gedächtnis des Malers M. Hofmann“, F. Wildemann: „Zum Gedächtnis des Architekten O. Doerbeder“, S. Knob: „Schiff in Oberhessen“, und Fr. Th. Klingelshmitt: „Ein übersehenes Werk Hans Baldens in Mainz“.

— Adam Parrillon, Adams Großvater. Roman. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Band 128) gebietet 4 Mark, in Papirband geb. 5,50 Mark. Berlin G. Grote. — Die Seele seiner Odenwälder Heimat bricht aus diesen neuen Roman Adam Parrillon, der wohl viel aus des Dichters Jugendjahren erzählt, mit Schönheit und warmer Kraft hervor. Das ergreifende, ernste Vaterjubiläum eines Großbauern, dessen hartnäckiger Hochmut durch die in die Verkommenheit führende Nichtsnutzigkeit des Sohnes schwere Wunde erfährt und dessen innere Grabheit in der Liebe des Enkels Adam beglückender Trost findet, wird der feurigen Leidenschaft, vom Erlebnis erfüllter Phantasie und Erinnerungsgabe des Verfassers zum Inhalt, von einem Odenwälder Dorf und seinen Bewohnern aus den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein packendes und anmutiges Bild zu zeichnen.

— Nach drei Kriegsjahren. Rückblick und Ausblick auf unsere militärische Lage. Von Karl Hoffe, Major im Großen Generalstab. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, Preis 50 Pf.). Major Hoffe gibt auf etwa 50 Seiten, unterläßt durch 17 Karten von den Kriegsschauplätzen, ein scharf urteilendes Bild unserer Lage, an dem es schlechthin nichts zu drehen und zu deuteln gibt. Mehr als einmal ist der Vorwurf erhoben worden, daß man in Deutschland die Widerstandskraft des Feindes unterschätzt habe. Major Hoffe weist nach, daß dieser Vorwurf den deutschen Generalstab nicht treffen kann — daß er vielmehr abtrifft auf die Pazifisten mit und ohne Partei, die jede Warnung vor dem Weltkriege schon als Kriegsbegehrdächtigkeit und vor allem Englands Beteiligung als unmöglich verschrien.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

**Kochanweisungen.**

Grüne Möhre mit Pilzen. Tags zuvor in der Schale gefochte Kartoffeln werden gerieben, sehr viele Petersilie wird etwas fett gedämpft, wenn möglich, so viel, daß der Teig dadurch grün erkeint, zu den Kartoffeln gegeben, gewaschen und soviel Mehl, zur Hälfte mit Griech gemischt, dazu getan, daß es einen festen Teig gibt, dem man möglichst ein Ei oder etwas Backpulver zusetzt. Dann alles gut durcheinander kneten, runde Möhre formen und in Salzwasser kochen. — Steinpilze oder Pfifferlinge werden klein geschnitten, gut gewaschen und in heißem Fett mit etwas gehackter Mehlkrähe oder Wasser auf, schmeckt das Ganze mit Salz und Pfeffer ab. Möhre mit den Pilzen anrichten.

Himnel und Erde in der Form. Gefochte und geriebene Kartoffeln mischt man mit so viel geschlämmtem Apfelbrei, daß eine nicht zu dünne Masse entsteht. Man bedeckt hiermit den Boden und die Wände einer leicht eingereinigten Auflaufform, füllt die Mitte mit gekochten, abgetropften Apfelschnitzchen aus, streut Zucker darüber und bedeckt sie mit dem Rest des Breies. Man übergießt die Speise mit einer aus Eierparpulver und Milch oder Wasser hergestellten Dünne und läßt sie im Bratofen 1/2—1 Stunde baden.

Grünenbratlinge. Man kocht die Grütze (500 Gramm auf 1 1/2 Liter Wasser) langsam (in der Mühle) zu fleisem Brei, sät eine kleine geriebene, in etwas Fett gargekostete Zwiebel, etwas Eierlay, etwas Salz und etwas Mehl dazu, so daß eine gut haltbare Masse entsteht. Aus dieser macht man längliche flache Möhre ab und läßt sie in gelb gewordenem Fett auf beiden Seiten gelbbraun braten.

**Begierbild.**



Da ist so ein magerer Chinese, der wird mich nicht satt machen. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Teilträfels in voriger Nummer: Postament (Post, Amen, — t.)